

Zwei Hölderlin-Momente

In diesen Worten des Dankes, in wenigen Minuten, meine Beziehung zu Hölderlin zu umkreisen, wie ich es vorhatte, erwies sich als unmöglich. Ich will zwei frühe Momente aufrufen, an denen er sich prägend mit meinen eigenen Energien verband.

1.

Das Feuer

Fichtenzapfen, darüber etwas Reisig, dann trockene Äste, die wir aus dem Wald zu jenem Schotterplatz geschleppt hatten, wo uns eine alte Wellblechbaracke Unterschlupf bot. Einer schichtete eine Pyramide auf: *Feuer, ewig lebendig, nach Maßen entflammend und nach Maßen erlöschend.* So Heraklit, er sah im Feuer die Urgestalt des Kosmos als eine dauernde Verwandlung, Atem, Austausch und Verfließen, und wir begegneten der Kraft dieses Gedankenbildes unmittelbar, als die Flammen in die Höhe griffen: Alles war jetzt anders. In dieses Brennen reichten die Tentakel der Ideologie nicht hinein, hier zerriss die eingesponnene Wirklichkeit der späten DDR. Um sicher zu gehen, schwiegen wir. Die Sprache war nicht vertrauenswürdig, sie hatte sich zu oft als ein trojanisches Pferd erwiesen für ein versehrtes, einengendes Denken.

Wir, Jungen von siebzehn Jahren, saßen ums Feuer, schluckten billigen Wodka und folgten einem Ritual, das sich über Monate entwickelt hatte: Niemand durfte jetzt etwas sagen. Aber es wurden Texte vorgelesen, ohne Kommentare, alte oder verbotene Philosophen, Gedichte, und dann warfen wir die mit der Hand abgeschriebenen Sätze in die Flammen. War es ein Opfer? Eine Beschwörung? Eine Reinigung? Die Magie und Kraft der Worte entstand aus ihrer Unverständlichkeit, und die Zettel loderten auf, durch die Zeichen liefen glühende Linien, die dann plötzlich umschlugen in schnellen Brand.

Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht, / Aufzubrechen. So komm! daß wir das Offene schauen.

Ich las ein Gedicht von Hölderlin vor, Zufallsfund in einer Anthologie aus der städtischen Bibliothek, die sich im Keller unter einem Schwimmbad befand. Natürlich las ich nur einen Teil – es wurde zu lang, es war die Elegie *Brod und Wein*.

Verse, Flammengeburt – ein Opfer? Eine Beschwörung? Ich war es seit frühester Kindheit gewohnt, zwei Sprachen zu sprechen: eine zu Hause und eine draußen. Ich beherrschte es, im Staatsbürgerkundeunterricht zu glänzen. Ich wusste, mit den marxistischen Begriffen souverän zu jonglieren. Zugleich war ich ausgehungert von sprachlichen Formeln, Dunkelzellen des Empfindens.

Diese Verse waren Glutpunkte, wo die Wörter eine andere Existenzform hatten. Sie brannten sich in die Wirklichkeit ein. Hier war Sprache kein Instrument, sie diente zu nichts. Sie war so natürlich da wie eine Pflanze – *Worte / wie Blumen entstehen*, konnte Hölderlin sagen. Vegetative Wahrheit, und diese bestand nicht in einer verständlichen Ordnung von Sätzen, sondern in einem Leuchten, unmittelbarem Einleuchten – das hatte ich so noch nie erlebt.

Ich habe damals dann dicke Mappen mit Gedichten gefüllt, die so klangen wie Hölderlin. Ich habe antike Versmaße eingeübt, die stockenden Rhythmen der späten Hymnen kopiert. Ich wollte dieses Geheimnis ergründen, wie Sprache zur natürlichen Lebenskraft werden kann. Woher kam der Eindruck, dass ich von einem Text, indem ich ihn las, zugleich gelesen *wurde*? Dass ich mich selbst vertieft darin erfuhr, und das doch in Gestalt einer fremden Stimme? Ich habe parallel, notwendigerweise, Texte geschrieben, in denen ich die Sprache zerstörte, zerstückelte, zersetzte. *Das Offene zu schauen* – das hatte damals in der DDR einen nicht geringen Preis. Die Diktatur verlangte Klarheit, verlangte das Leben, so oder so: Die Arbeit an der Sprache konnte hier nicht allein eine am Ausdrucksvermögen sein, sondern sie meinte die Gestalt meiner selbst. Als Nachahmer, als Sprachzerstörer geriet ich in einen Strudel: in die Poesie als Existenzform. Ich verließ allmählich das System.

Einmal saß ich in einer Dunkelzelle. Im Rahmen von Verhören um eine „propagandistische Aktion“ als Bausoldat, als Waffendienstverweigerer, wurde ich in einen Raum gebracht, der so eng war, so dass ich nicht aufrecht stehen und nicht ausgestreckt liegen konnte. Vollkommenes Schwarz, nackter Beton und Nacht, und die Wirklichkeit, meine vertraute Behausung, die ein Innen und Außen kannte, implodierte innerhalb von wenigen Minuten. Da kehrte es wieder, das Feuer, nun aus Nachbildern, Halluzinationen, eine Flammenwand raste auf mich zu, und nur zwei Stimmfragmente ragten noch hinein: stabilisierende Wortgerüste. Es waren einige Psalmen, die ich auswendig wusste, und Verssplitter von Hölderlin: *Nab ist / Und schwer zu fassen der Gott. / Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch.*

2.

Der Riss in der Wand

*Dämmerchein im kühlen Gewölbe, hier wimmeln die Schnaken,
glühendes Öl im Glas, Schatten ertasten den Stein,
Höhlengeruch, ein Tunnel führt mich, fast blind, vor die Bildwand.*

Überall öffneten die in Wachsfarben gemalten Gestalten auf den Ikonen ihre Augen, sahen mich an und verstellten zugleich den Raum, der ihnen im Rücken lag. Weihrauchschwaden wehten von

dorther durch die Apsis der Kirche. Im Licht hinter der Wand feierten Mönche in nächtlicher Frühe die Göttliche Liturgie – wie seit fast zweitausend Jahren an jedem Tag hier im Katharinenkloster auf dem Sinai. Ein Diakon in golddurchwirktem Gewand trat durch die Ikonostase und las, ohne Notiz von mir zu nehmen, aus der Schrift; die einsamen griechischen Worte hallten in der Basilika. Dann verschwand er wieder durch einen schweren Vorhang. Vorsichtig trat ich näher zu den Ikonen. Sie hingen überall an den Mauern, in Nischen und Winkeln. Ich geriet in einen Strudel. Mir war schwindelig, das frühe Aufstehen machte sich dumpf bemerkbar.

Ich war Student und seit drei Wochen mit Beduinen unterwegs, um deren mündliche Poesie aufzuzeichnen, lange zeitlose Gesänge, weitergegeben von Generation zu Generation. Der Erinnerungsbestand war, Mitte der 1990er Jahre, durch Transistorradios bedroht. In meinem Rucksack hatte ich, ein Reflex des Schriftmenschen, auch ein zerfleddertes Heft mit einer Auswahl von Hölderlin-Gedichten. Gedichte verwandeln sich durch ihre Umgebung. Hölderlin klang in der Wüste anders. Auch die arabische Sprache, die mich umgab, ließ zwei Eigenschaften seiner Verse besonders hervortreten: Erstens die gesteigerte Sensibilität im einzelnen Wortkörper für sprachgeschichtliche Tiefe. Im Arabischen ist diese durch eine Wurzel aus drei Konsonanten präsent, auf die man immer hören muss. Zweitens fiel mir die syntaktische Freiheit auf, die Hölderlin mit der Beduinenpoesie verband, eine Assoziationsoffenheit, die viele Wege und Beziehungen im Satzgeflecht offenlässt.

Dazu kam etwas Drittes, folgenreiches. Es ging mir dort in der Klosterkirche auf. Denn plötzlich sah ich eine Bildtafel, die gar nichts darzustellen schien. Sie wirkte wie ein Loch in der Wand. Die Ikone bestand aus einem klaffenden Spalt, konturenlosem Nichts in einem Holzrahmen. Erst nach einer Weile erkannte ich an den Seiten – wie Lidrändern – zwei Gestalten, einen Engel und eine Frau. Dargestellt war der Moment, als der Engel zu Maria trat, um ihr die Geburt Jesu zu verkünden: „Sei gegrüßt, du Begnadete!“ Warum aber hatte ein früher Ikonenmaler einen so abstrakten Bildaufbau entworfen? Um das Unsichtbare, das Undenkbare als bestürzenden Leerraum ins Bild holen?

Der Anblick war für mich verbunden mit der Klärung einer damals quälenden Unentschiedenheit, ob ich denn wirklich Theologe sein könne, wie ich es neben der Orientalistik studierte, oder ob ich damit nicht nur in die Fallen einer neuerlichen Ideologie tappte. Eine Hölderlin-Frage. Mit der Ikone sah ich ins Leere, in die unendliche Entfernung, die das Wort „Gott“ bedeutet. Ich sah das Erschrecken eines Gläubigen darüber, wie das, was „Gott“ meinen könnte, völlig entzogen war, ein semantischer Abgrund. Weiter kommt man an dieser Stelle nicht im Denken, nicht der entlang der Linearität von Sätzen. Und hier genau fand ich mich an der Seite Hölderlins, entdeckte seinen Ausweg für mich. Denn an dieser Grenze, flirrend über dem

Abgrund, muss sich die Sprache verwandeln. Sie hat dort nichts mehr zu sagen, hat kein Wissen – aber sie erfährt eine Unruhe, eine Irritation, und im tastenden Bild, im suchenden Sprechen treibt sie hinaus über die Grenze ihrer selbst. *Die Gottheit spricht nicht, auch verbirgt sie nicht, sie deutet an*, so wiederum Heraklit; und Hölderlin empfand diese griechische Scheu, Gott und Sprache zusammenzubringen, in seiner Dichtung verstörend ursprünglich nach und schrieb: ... *Dem Sehenden war / Der Wink genug, und Winke sind / Von alters die Sprache der Götter.* Winke, Winke, Ikonen, Verse ... Hier leuchtete mir die Ahnung einer Theologie jenseits der Theologie auf, eine, die ins Offene fällt. Sie treibt mich um bis heute, eine poetische und gleichermaßen mystische Theologie, die schweigen muss und der, weil sie nichts weiß, nicht einmal eine Weltanschauung zukommt. Aber sie erkennt, wie in der Religion Bilder explodieren, lebendige Bilder, ein mythisch poetisches Kraftwerk, das seit Jahrtausenden arbeitet. Wohl bemerkt: Es sind Bilder, Winke. Wohin weisen sie? *Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht, / Aufzubrechen. So komm! daß wir das Offene schauen.* Dorthin, wo die Worte versagen. Und mit Hölderlin stand ich haltlos am Grat: *Schweigen müssen wir oft; es fehlen heilige Nahmen, / Herzen schlagen und doch bleibt die Rede zurück? / Aber ein Saitenspiel leibt jeder Stunde die Töne / Und erfreut vielleicht Himmlische, welche sich nahn.*

3.

Quellgebiet

Hölderlin-Momente, zwei, die am Anfang meines Schreibens und Denkens standen. Mit den Jahren bin ich vorsichtiger geworden. Hölderlin hat mich immer begleitet – und das Licht, ja, Licht im Wortsinn, bitte, das ist keine Metapher – das in seinen Versen leuchten kann, hat mich manchmal getragen. Aber Hölderlin taugt doch weder zum Freund noch zum Lehrer. Er ist „nicht anschlussfähig“, wie es neudeutsch heißt – einer, der an entscheidenden Momenten schweigt.

Vor Kurzem stand ich an einer Quelle auf den Gebirgswiesen nahe bei unserem Haus im Osterzgebirge. Wie versteinerte Wogen rollen dort von der südlichen Kammlage her die kahlen Berg Rücken ins Elbtal. Das Gelände soll, so die Planungen eines deutsch-britischen Unternehmens, einer riesigen Raffinerie weichen. Lithium, oben im Gebirge gebrochen, soll hier chemisch aufgearbeitet werden – und die ganzen Widersprüche unsrer Zeit verdichten sich über den artenreichen Feuchtwiesen: Klimaschutz versus Umweltschutz, Elektromobilität versus beschleunigtem Landschafts- und Ressourcenverbrauch, ökonomische Interessen versus soziale Existenzfragen. Es ist kaum möglich, von diesen Themen zu sprechen ohne in eine Flut von

Stereotypen, von Feindbildern und Fremdzuschreibungen zu geraten. Sprache ist wieder eine Waffe geworden, hochexplosiv, kaum noch zu händeln. Das ist ein Signum unserer Tage: die Aufrüstung in den Worten. In immer kürzeren, härteren Satzgefügen, in schnelleren Bildern hämmern Texte ...

Dort an der Quelle, als sich die Morgensonne im Sumpf spiegelte, umgeben von Ampferstauden und Erlen, war für Sekunden eine Stille da, wie ich sie aus Hölderlins Gedichten kenne. Sein wesentlicher Kampf war vielleicht die Verteidigung eines Schweigens, um des Lebens willen. Mehr als jeder Ausdruck sind die Lücken in den späten Oden, vergleichbar der Pause zwischen den Versen in der Psalmodie, Momente, in denen die Sprache über sich hinausgeht. Dieser Stille zu folgen, ihr zu vertrauen, wohin immer sie auch führt, ist die existentielle Aufgabe aller Lesenden. Es sind Gänge zurück aus allen Worten, die ideologisch auf uns einprasseln, Gänge über das Gangbare hinaus, dorthin ... *wo* – so schreibt Hölderlin in den Anmerkungen zur *Antigonä* – *die ganze Gestalt der Dinge sich ändert, und die Natur und Nothwendigkeit, die immer bleibt, zu einer andern Gestalt sich neiget, sie gehe in Wildniß über oder in neue Gestalt.*